

Tübingen

Er umarmt Bäume

Zimmertheater Tübingen:
„Professor Lear“ (UA)
von Joachim Zelter
Regie Christian Schäfer,
Ausstattung Hella Prokoph

Da sitzt er: Professor Helmut Eiger, stumm, reglos, ausrangiert. Ihm, dem wortgewaltigen Philosophen, der einst als „Eiger Nordwand“ des Denkens galt, ist die Sprache abhanden gekommen. Er, die Geisteskoryphäe, ist ein dementer Pflegefall geworden. „Kommen Sie herein“, lädt uns seine Gattin zur Krankenbesichtigung ein. „Er bemerkt sie nicht.“ Von wegen: Der Professor äugt ins Publikum, und mit seiner Augenklappe (zur Dämpfung seiner anstößigen „Männerblicke“) sieht er aus wie ein trauriger, hilfloser Freibeuter.

Christian Schäfer, Mit-Intendant am Tübinger Zimmertheater, inszeniert die Uraufführung von Joachim Zelters „Professor Lear“ wie eine Patientensite. Wie eine Homestory auch. Mit allen Assoziationen, die mit-schwingen: Zurschaustellung, Sensationsgier und mehr. Später in Zelters Stück will Cordelie, die Enkelin des Professors, ihren kran-

ken Opa vor einem Reporterteam (und vor dem voyeuristisch glotzenden Publikum) beschützen: „Wagen Sie es nicht, so auf meinen Großvater zu zeigen!“

Nun, das Stück selbst tut genau dies. Es lässt sich, aber nur in einzelnen Punkten, auf die Demenzanamnese des Tübinger Rhetorikprofessors Walter Jens und deren mediale Verwertung beziehen. Zudem scheint der freie Autor Zelter, der 1997 dem Uni-Lehrbetrieb den Rücken kehrte, hier ein wenig mit dem akademischen Dünkel abzurechnen. Doch das Stück strebt auch in eine andere Sphäre, hin zu Shakespeares „König Lear“, der dem Wahnsinn verfällt und im Menschen das arme nackte Tier erkennt. Kein Wunder, dass des Professors Enkelin Cordelie an Lears Tochter Cordelia erinnert – auch das Verhältnis der Generationen entwickelt sich ähnlich: von früher geistiger Entfremdung zu später kindlicher Nähe.

Zelter probiert stilistisch eine Art Dreisprung: komödiantische Bildungsbürger-Satire, bis-sige Campus-Persiflage und tragische Groteske. Erzählt wird Eigers Krankengeschichte in Rückblenden bis in die Gegenwart. Wir sehen ein vom Intellekt dominiertes Familienidyll – mit viel loriotschem Peinlichkeitswitz und vielen klischeeanfälligen Passagen über verschrobene Geistesarbeiter. Christian Schäfers assoziativ erweiternde Inszenierung erfindet aber zu Zelters Dialogen entlarvende Frühstücksroutinen. Kühl: der Gewohnheitskuss des Professors auf den Hinterkopf der Gattin. Verdruht: sein heimlicher Blick beim Gebet aufs aktuelle Arbeitsmanuskript. Lähmend: eitle Monologe über Platons Dialoge – Beiträge der Gattin werden abgewürgt. Dazu Sechziger-Jahre-Mief: Bücherwand, Gummibaum, eine gespenstisch tickende Uhr. Schauspielersisch ist dies allemal gut gemacht. Vilmar Bieri muss seinen Professor Lear zwar als Karikatur eines Familientyrannen zeichnen, der ständig Lehrbuchsentenzen in die Gegend bellt wie: „Philosophie ist der Triumph

des Gedankens über den Körper.“ Doch wenn der Professor über Epistemologie doziert und seine Enkelin mit einem herrischen „Papierlapapp“ zurechtweist, kann Bieri auch die grantelnden Thomas-Bernhard-Qualitäten des zelterschen Textes ausspielen. Die aufmüpfige Enkelin Cordelie (Hannah Kobitzsch) steigt auf den Tisch und fordert per Megafon: „Abitur für alle!“ Des Professors Frau, Gertrud Eiger, zeigt sich duldsam: Nicole Schneider verleiht ihr eine fatale Mischung aus Putztick, Sinnenfeindlichkeit und Bitterkeit. Aber auch Stolz: „Ich sichte seinen Nachlass.“

Die Verfallstragödie des Professors beginnt mit skurrilen Ausrastern (etwa „Popperlapapp!“ mit Blick auf den Philosophen Karl Popper) und endet im totalen Sprachverlust. Auch Shakespeares „König Lear“ meldet sich, wenn Bieris umnachteter Professor von „Blumenwiesen“ schwärmt und erkennt: „I feel I am not in my perfect mind.“

„Lieber ein unglücklicher Philosoph als ein glückliches Schwein!“ Dieses Diktum nach Sokrates, das Bieris Professor noch bei klarem Verstand ahnungslos in die Gegend posaunt, wird bei Zelter vom Kopf auf die Füße gestellt. Sein Stück versucht, das Entschwinden des Ichs als Existenzform anzunehmen, ihr Würde zu verleihen – was an den sinnenfrohen „kreatürlichen Vater“ gemahnt, den Jens-Sohn Tilman in seinem Buch beschreibt. Nur freut sich Zelters hilflicher Professor Lear eben nicht über „Leberkäsweckle“, wie Inge Jens schildert, sondern über „Schokoküsse“. Und die Umwelt wundert sich: „Er umarmt Bäume!“

Demenz als Wieder-Kind-Werdung? Vernunft versus Sinnlichkeit? Das wirkt teils schönfärberisch. Doch auch die schlimmen Symptome führt Bieri vor Augen, wenngleich tragikomisch gemildert. Da reißt sich sein sprachberaubter Professor Lear brüllend die Kleider vom Leib, verhüllt sich mit einer Decke und steht da wie ein verstummter römischer Rhetor mit Toga. Wie eine museale Geistesgröße ohne Verstand. Wie ein Shakespeare-König ohne Land. Regisseur Schäfer spielt gar mit einem Neubeginn: Die Gattin denkt verklärt ans Kennenlernen zurück, und der Professor murmelt (wie Lears Cordelia) beseelt etwas von „Kuckucksblumen“. ■

Otto Paul Burkhardt



Das Entschwinden des Ichs als Existenzform – „Professor Lear“ von Joachim Zelter in der Inszenierung von Christian Schäfer. Foto Alexander Gonschior/ Zimmertheater Tübingen